

# **Wilhelm Maisch**

**ein Gerlinger Missionar in China**

**Vortrag von Imanuel Stutzmann**

gehalten am 5. Februar 2009 im Ev. Gemeindezentrum Petrushof und  
gehalten am 17. März 2009 beim Verein für Heimatpflege

## Wilhelm Maisch - ein Gerlinger Missionar in China

Vortrag am 5. Februar 2009 im Petrushof und am 17. März 2009 in der Aula

Im dritten meiner Vorträge über bedeutende Gerlinger Missionare darf ich Ihnen heute vom bewegten Leben und bedeutenden Werk des Wilhelm Maisch in China berichten.

Ich beginne mit seinen Worten aus einem Brief, in dem er feststellt:

„Eine neue Periode der Missionsarbeit in China nimmt ihren Anfang. Die Zeit ist ein für allemal vorbei, wo ausländische Missionen und Missionare die Leitung der Arbeit ausschließlich in ihrer Hand hielten. Der Ausländer muß herunter von seiner beherrschenden Stellung, muß neben den Chinesen treten und ihn als gleichberechtigt anerkennen“.

Und an anderer Stelle führt er aus: „So hat der Missionar nur noch die Oberaufsicht. Früher rauchten die Gehilfen ihre Pfeifen, trugen ihre Kinder spazieren und sahen dem Missionar zu, wie er alles besorgte. Das ist jetzt anders geworden. Jeder hat seine Last und Verantwortung zu tragen. Ich gebe ihnen die Bürde, aber ich lasse ihnen die Würde“.

Daß nicht alle Missionars-Brüder seiner Meinung sind, beklagt er sehr und stellt deshalb bitter fest: „Die Missionare sind nicht gewohnt, selber zu denken und zu handeln, sondern starren nach Basel, daß von dort die Hilfe und die Entscheidung kommen. Selbst wagen sie nichts, auch wenn die Dinge noch so klar liegen. Bei uns bezahlt die Mission alles. Sie verwaltet alles. Sie leitet alles. Die Mission geht voran, die Gemeinden am Gängelband in weiter Entfernung hinten drein“.

Wer ist dieser Missionar, der solches von seiner Basler Missionsgesellschaft und seinen Missionskollegen fordert, dann aber 1913 in seiner wegweisendsten Rede vor der Synode in Honyen voller Stolz feststellen kann: „Dank der Gnade Gottes sind wir heute so weit, daß aus einer europäischen Kirche eine chinesische, aus einer patriarchalischen eine demokratische, aus einer konservativen eine fortschrittliche Kirche geworden ist“!

Es ist einer, das wird in diesen wenigen Aussagen schon deutlich, der nicht gewohnten Spuren folgt, vielmehr das Bisherige hinterfragt, beharrlich und zielstrebig am Aufbau einer chinesischen und vom Basler Missionswerk unabhängigen Kirche arbeitet, die er zu „einer lebendigen und tätigen Missionskirche“ machen will, während er die bisherige für „eine weithin schlafende Kirche“ hält, in der es gar „vielen Angst wäre, wenn sie aufwachen würde“.

Am 13. Januar 1878 ist er hier in Gerlingen als Sohn des Schreinermeisters und Waldmeisters Christoph Maisch und der Maria Katharina, geb. Zimmermann zur Welt gekommen. In seinem Lebenslauf für die Aufnahme ins Basler Missionshaus schreibt er 19 Jahre später, daß ihn seine Eltern „schon im fünften Lebensjahr zur Schule schickten“. In der Familie erzählt man sich noch heute: Er habe seine Mutter mit seiner fortwährenden Fragerei so genervt, daß diese eines Tages ihrem Mann drohte, noch davonzulaufen, wenn er den kleinen Quälgeist nicht endlich zur Schule schicke. Dort ist der Fünfjährige zwar der Jüngste, weil ihm „wie er schreibt, „das Lernen nicht schwer fiel“, aber bald der Beste.

„Es tat mir weh“, fügt er allerdings hinzu, „daß meine Mitschüler mich immer anfeindeten: >Du gehörst gar nicht zu uns<, während mir doch die Schule immer lieber wurde, je länger ich sie besuchte“.

Einen nachhaltigen Eindruck machen Pfarrer Mörikes Konfirmanden-Unterricht und der Konfirmationstag selbst auf ihn. „Doch fürs erste“, schreibt er, „drängte die Frage „Was soll aus dir werden?“ alles andere in den Hintergrund. An dem Handwerk meines Vaters, der Schreinerei, hatte ich keinen rechten Gefallen. Ich wollte Mechaniker werden“. Ein Onkel gibt ihm den Rat: „Wenn Du kein Schreiner werden willst, so melde dich in einer Unteroffiziersschule. Nach vierjähriger Lernzeit trittst Du in den aktiven Dienst ein. Und wenn Du acht Jahre gedient hast, machst Du das Examen für den höheren Zivildienst. Dann bist Du für Deiner Lebtag versorgt!“! Darum meldet sich der Vierzehnjährige im Frühjahr 1892 beim Militär, erlebt jedoch eine herbe Enttäuschung! Im Lebenslauf liest sich das so: „Bei der ärztlichen Visitation stellte es sich heraus, daß meine Brust äußerlich den Anforderungen eines Soldaten nicht entsprach. Ich wurde abgewiesen. So bin ich denn Schreiner geworden“.

„Weil ich noch immer“, schreibt er weiter, „von meinen Schulkameraden ziemlich isoliert war, war es mir sehr erwünscht, daß ich mich dem hiesigen Jünglingsverein anschließen konnte. Hier fand ich, was ich suchte: Jugendliche Fröhlichkeit, verbunden mit dem rechten Ernst der Frömmigkeit“.

Als Neunzehnjähriger bittet er im Basler Missionshaus um Aufnahme, wo vor ihm schon eine Reihe Gerlinger Bauernbuben ihre Ausbildung zum Missionar erhalten hatten. Zu seiner großen Freude stimmt dessen Komitee zu, und ab August 1897 kann er mit großem Eifer vor allem die alten Sprachen Hebräisch, Griechisch, und Latein studieren. Daß Englisch nur am Rande gelehrt wird, kritisiert er später, als er nämlich in China feststellen muß, daß es dort zum Erlernen der chinesischen Sprache nur englische Wörterbücher gibt und seine geringen Englischkenntnisse ihm dabei wenig helfen. Sein fünfjähriges Studium unterbricht er erstaunlicherweise im Jahre 1900, um in der Ludwigsburger Arsenalkaserne, die er aber nicht als „Pflanzstätte geistlichen Lebens“ bezeichnet, seinen Militärdienst abzuleisten. Darum beendet er erst 1904 die Ausbildung im Missionshaus, wird am 30. Juni 1904 im Basler Münster eingesegnet und in Leonberg am 10. Juli durch Dekan Gross ordiniert. Ein letztes Mal predigt er in der Petruskirche und besucht am Nachmittag die pietistische „Gemeinschaft“, wo er nicht verstehen kann, daß „der alte Christian sich nicht entschließen konnte, vom vorgeschriebenen Text abzugehen und die ganze Stunde über die Strafe Gottes redete. Daß ich zum letzten Mal unter ihnen sei, erwähnte er mit keinem Wort. Mir war's jämmerlich zumute“.

Über seinen Abschied aus Gerlingen schreibt er: „Es war am Morgen des 7. Septembers 1904, als eine Chaise, mit zwei munteren Rappen bespannt, die Straße heraufgefahren kam. Mein Onkel, meiner Mutter Bruder, saß auf dem Bock. Er kam mich abholen auf die große Reise. Über die Minuten, die nun folgten, will ich schweigen. Was das Herz da empfindet, kann nur der verstehen und mitfühlen, der schon in ähnlicher Lage war. Nachdem ich all den lieben Verwandten, Freunden und Nachbarn die Hand gedrückt hatte, stieg ich auf. Ein letztes „Behüt dich Gott“ hinüber und herüber, und fort ging's, das Dorf hinunter, wo mir von rechts und links noch Abschiedsgrüße zugewinkt wurden. In solchen Augenblicken empfindet man, was >Heimat< ist. Wir hatten eine halbe Stunde auf die Bahnstation Ditzingen zu fahren. Mein lieber Vater saß neben mir im Wagen. Ungefähr um dieselbe Zeit vor sieben Jahren war er mit mir denselben Weg gegangen, als ich das erste Mal nach Basel reiste, um ins Missionshaus einzutreten. War es ihm damals schwer geworden, mir Adieu zu sagen, so wurde es ihm heute noch schwerer, und wir saßen schweigend nebeneinander. Auch mein Onkel sprach nicht viel, obwohl er

sich als warmer Missionsfreund freute über meinen Auszug nach China. So kamen wir auf die Station. Nun galt es, das letzte Band zu durchschneiden, und das ist mir wohl am schwersten geworden. Immer noch steht das Bild meines Vaters vor mir, wie er auf dem Perron stand und wortlos, regungslos dem davoneilenden Zug nachschaute. Eine halbe Stunde später stand ich in den Straßen von Stuttgart – allein. Die Brücke war hinter mir abgebrochen“.

So beginnt seine drei Monate dauernde Reise ins Missionsgebiet Süd-Chinas, für das man ihn zuvor bestimmt hatte.

Die Eisenbahn bringt ihn von Basel aus über die von ihm bewunderte, erst 20 Jahre zuvor gebaute Gotthard-Bahn über Mailand, wo er sich dankbar an die Kirchenväter Augustin und Ambrosius erinnert, nach Genua ans Meer, über das er beeindruckt schreibt: „Diese ungeheure Wasserfläche, in der es keinen ruhigen Punkt gibt, die ansteigt wie ein flacher Berg, bis sie am Horizont in den Wolken sich zu verlieren scheint“. Neapel, Vesuv und das von diesem zerstörte Pompeji sind die letzten Stationen seiner Schiffsreise in Europa, bevor er auf der „Princess Alice“ durch den Suez-Kanal, übers Rote Meer und den Indischen Ozean seinem fernen Ziel entgegenreist, dabei nicht vergisst, die Uhr jeden Tag um 20 Minuten vorzustellen.

Unter den 400 Passagieren sind, wie er im Tagebuch festhält, auch „zwei Fräulein aus der Liebenzeller >China-Inland-Mission<, die fast den ganzen Tag die Bibel mit sich herumtragen. In einem andern Buch habe ich sie nie lesen sehen. Die eine trug an ihrem Reformkleid eine Brosche mit der Aufschrift „Jesus siegt“. Auf dem Kissen ihres Schlafstuhls stand in großen Buchstaben „Getragen auf Adlersflügeln“. Die andere trug beständig eine Schreibmappe mit sich, auf der weithin sichtbar zu lesen war >Der Herr bewahrt den Weg seiner Heiligen<. Den Stewards, die sie bei Tisch bedienten, boten sie Traktate an. Sie wagten es, sogar Missionar Einfeld und seiner Frau, die ihnen am Tisch vis à vis saßen, Traktate über die Bekehrung anzubieten. Sie hielten nur sich selbst für recht bekehrt und in der Heiligung stehend“.

Beim abendlichen Spaziergang auf Deck raucht Maisch gerne eine Zigarre, was eine der beiden Schwestern zu der missbilligenden Feststellung veranlasst, sie könne „sich den Herrn Jesum nicht mit einer Zigarre im Mund denken“! Er dagegen ist tief beeindruckt von den all-abendlichen Sonnenuntergängen. „Die eigenartigen Wolkengebilde des tropischen Himmels“, so schreibt er in sein Reisetagebuch, „vergoldet vom Strahl der untergehenden Sonne, und dann die Widerspiegelung des ganzen Abendhimmels im Meer vom feurigen Gold bis zum dunkelsten Violett – das ist unbeschreiblich schön“!

Als er im Südchinesischen Meer seekrank in seinem Schiffsstuhl liegt, setzt sich eine der beiden Liebenzellerinnen zu ihm, und es kommt zu einem ausgedehnten Gespräch, das er über einige Seiten hinweg im Tagebuch wörtlich festhält. Dabei erregt er sich, weil sie ihm sagt, daß wir „als Christen ganz zerbrochen werden und alles Vertrauen auf den eigenen Verstand und das Können fahren lassen“ müssten. „Ich bin keine Persönlichkeit mehr“, sagt sie und fügt stolz hinzu: „Ich will auch keine mehr sein“! Dem widerspricht er jedoch entschieden und heftig: „Gott will aber Persönlichkeiten haben und keine Puppen“! Abschließend bittet er für sich: „Mein Gott und Heiland wolle mich bewahren vor solchen Christen, die noch frömmere sein wollen als ER“.

Endlich, am 6. Dezember 1904, kommt er in Hongkong an, ist aber noch einige Tage fiebrig krank und erholt sich nur langsam. Trotzdem beginnt er sofort mit dem Erlernen der schwierigen chinesischen Sprache und Schrift und beklagt dabei das Fehlen deutscher Wörterbücher. Man verkenne in Basel die Situation vor Ort. „Dasselbe gilt“, so stellt er bald fest, auch „für die Wäscheausrüstung, die nicht angemessen war. Wir

bekamen z.B. ein ganzes Dutzend weißer Baumwollhemden mit Stärkebrust, die noch heute (1916) so in meinem Koffer liegen, wie ich sie mitbekommen habe. Hätte man fürs gleiche Geld poröse Hemden oder Leibchen gekauft, wie viel vernünftiger wäre das gewesen“.

Man rät ihm, doch gleich seinen Namen >Maisch< ins Chinesische zu übertragen. Über „Mai“, was chinesisch „kaufen“ bedeutet, und „mau“, einen chinesischen Stammesnamen, ist er endlich zufrieden mit „Mak“, was „Gerste“ meint, weil er sich nämlich an die „Maische“ in der heimatlichen Bier-Brauerei erinnert, in der die Gerste helfen soll, die Gärung in Gang zu bringen. „Ohne“, wie er schreibt, „von der Sprach-Etymologie meines Namens etwas zu wissen“, hat er mit dieser Namensgebung schon am Beginn seiner Missionsarbeit deren Ziel aufgezeigt: Durch einen von ihm angestoßenen Gärungsprozeß sollte Neues entstehen.

Dann ist er soweit hergestellt, daß er mit einem Boot, das den bezeichnenden Namen „Schnecke“ trägt, nach Tschongtschuan, seiner ersten Station, weiterreisen kann, wo ein von Palmblättern umkränzttes Schild „Der Herr segne Deinen Eingang“ ihn willkommen heißt.

Über seine Wohnung dort schreibt er: „Am hellen Tag wurde man von den Moskitos fast gefressen. Mein Arbeitszimmer war klein, nieder, dunkel, ohne Luft, nur ein kleines Fenster. Leider mußte ich die Folgen der ungesunden Wohnung bald spüren. Ich wurde von den Moskitos jämmerlich zerstoßen, und schließlich kam im Juni 1905 die Malaria zum Ausbruch“. Innerhalb eines Jahres muß er dann zehn schwere Attacken überstehen, deren schlimmste er so schildert: „Kaum war ich in meinem Zimmer, als ein Fieberanfall mit starkem Schüttelfrost einsetzte. Ich legte mich im kalten, unheizbaren Schlafzimmer zu Bett. Der Schüttelfrost dauerte eine halbe Stunde, eine Stunde, und wurde immer stärker. Dabei mußte ich den Mund mit Gewalt aufreißen, um das Aufeinanderklappen der Zähne zu verhindern. Endlich gelang mir's, durch Schläge an die Wand den Koch herbeizurufen und durch ihn auch Frau Gohl. Sie suchte in meinen Koffern die Faubelsche Kautschukwärmeflasche, füllte sie mit heißem Wasser und legte sie mir auf die Brust. Dann warf sie alle Decken und das Bettzeug, das ich besaß, auf mich, brachte mir siedenden Tee, und endlich, nach zwei Stunden, hörte der Schüttelfrost auf und begann das immerhin angenehmere Hitzestadium. Die Temperatur war auf 41° gestiegen, bei Malaria nichts besonderes. Es war jetzt abends acht Uhr. Nach der Berechnung mußte bis 11 Uhr oder 12 Uhr das Schweißstadium in der Hauptsache vorbei sein und Bett- und Leibwäsche gewechselt werden. Die Schweißausbrüche bei Malaria sind furchtbar. Es rinnt förmlich ein Bächlein, das Bettzeug, das Kissen, das obere Blatt der Roßhaarmatratze, alles wird durchnäßt, von der Leibwäsche gar nicht zu reden. Der Ausdruck >wie aus dem Wasser gezogen< ist hier zur Wahrheit geworden. Gegen Mitternacht fühlte ich mich unbehaglich in meiner Nässe und begann leise zu frieren. Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo ich wechseln mußte. Wie angenehm, wenn nun das Wechseln im warmen Zimmer, mit warmer Wäsche, unter Mithilfe von kundigen Händen mit der nötigen Schnelligkeit geschieht und man nachher wie neugeboren im frischen Bett liegt und langsam vollends ausschwitzt. Anders meine Lage: Das Zimmer war ungeheizt, ca. 0°, was in einem Land, wo man 20° bis 30° gewohnt ist, eine große Kälte bedeutet. Ich mußte aufstehen und fiel in einen Stuhl hinein. Ich zog einen Mantel an und begann, meine Bettwäsche zu wechseln, Kissen und Decke zu überziehen und meine Matratze zu wenden. Dazwischen hinein mußte ich immer wieder ausruhen. Ca. eine Stunde brauchte ich, um Leib- und Bettwäsche zu wechseln. Wie ich dann wieder ins Bett gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich liegen blieb bis zum andern Morgen, wie ich hineinfiel. Daß ich mir in jener Nacht nicht den Tod geholt habe, ist mir heute noch ein Wunder“.

Seinen Eltern schreibt er davon nichts. Dafür teilt er ihnen stolz mit: „Bruder Krüger hat mir gestern zwei Zähne plombiert. Die Kunst ist nicht so groß, auch ich habe es tatsächlich schon gemacht. Ich bin nämlich auch Arzt. Die Leute kommen oft weit her, um sich verbinden zu lassen oder Arznei zu kaufen“.

Weil er von Anfang an auf die Außenstationen geschickt wird, hat er keine Zeit, sich in chinesische Literatur einzulesen, was er außerordentlich bedauert. Darum verkämpft er sich später auch sehr dafür, daß Neuankömmlinge erst zwei Jahre lang für ein Sprachstudium frei gestellt bleiben. „Denn“, so schreibt er, „zuerst eine d e u t s c h e Predigt auszuarbeiten und sie dann in die fremde Sprache zu übersetzen, halte ich für eine Torheit. Sie wird, trotz der besten Übersetzung, nach der deutschen Studierstube riechen und einen fremden Eindruck machen. Man muß imstande sein, chinesisch zu denken“.

Doch schon eineinhalb Jahre später braucht man ihn andernorts, und er wird als Neuling für fünf Monate Nachfolger des wegen Malaria nach Hause geschickten Missionars Krüger auf der Station H o k s u h a (Hokschuha). Noch mehr Arbeit erwartet ihn dann auf der dritten Station H o s c h u w a n, wo er gar zwei Missionare ersetzen muß. Einer der beiden, der streng vegetarisch und nach der Naturheilmethode von Adolf Just lebende Missionar Baumgärtner, der mit ihm auch zwei Jahre zuvor nach China gekommen war, hatte dort ein schreckliches Chaos hinterlassen: Eine Reihe im Rohbau stecken gebliebener Bauwerke und einen riesigen Schuldenberg dazu. Maisch ist daher von Anfang an ganz und gar auf die bisherigen chinesischen Mitarbeiter der Station angewiesen. Über einen von ihnen schreibt er: „Er machte eher den Eindruck eines Räuberhauptmanns auf mich, als den eines Predigers. Sein Äußeres war abstoßend, dem Charakter nach unzuverlässig und in seinem Benehmen gegen Europäer frech“. Einen zweiten schildert er als „schmeichelnd, willig zu allem, aber auch käuflich für jeden“. Schon nach wenigen Tagen werden ihm in der Nacht von den Nachbarn sechs Hühner gestohlen. Als dann auch noch ein Tisch verschwindet, lädt er die Nachbarn ein, postiert in hundert Meter Entfernung eine alte, ausgediente Petroleumkanne, holt sein Gewehr und durchlöchert diese mit dem ersten Schuss. „Von da ab hatte ich Ruhe“, schreibt er, „und mir ist nichts mehr gestohlen worden“.

In diesem ersten Hoschuwaner Jahr meistert er mehrere Aufgaben mit großer Klugheit und Tatkraft. Schwierigkeiten bereiten ihm vor allem die stecken gebliebenen Bauarbeiten, „die allein die Kraft von zwei Missionaren in Anspruch nehmen“. Und er ist dankbar, daß er vor dem Eintritt ins Basler Missionshaus fünf Jahre als Schreiner gearbeitet hat. „Aber zwischen den Aufgaben eines Bau- und Möbelschreiners in einem schwäbischen Dorf“, meint er, „und dem Bau einer Station in China ist doch ein kleiner Unterschied. Die Bauarbeiter jedoch merkten bald, daß ich etwas von ihrer Arbeit verstand. Ärgern muß man sich freilich den ganzen Tag, weil dem Chinesen gewöhnlich das Pflichtgefühl fehlt. Das Beaufsichtigen ist unangenehm und aufreibend und erfordert viel Klugheit. Es ist ein ewiger Kampf mit dem Bestreben der Arbeiter, um möglichst viel Geld möglichst wenig zu tun. Dabei muß man sich sehr in acht nehmen, daß man ihrem Gesicht nicht zu nahe tritt. Weil dem Chinesen ein christlicher Begriff von Arbeit und Pflicht unbekannt ist, hat er keine Freude an der Arbeit. Wichtig ist, Zeit zu haben. „Arbeit schändet, Müßiggang adelt“.

Auf seiner Station gibt es auch eine Elementarschule. „Und ich war Schulvorsteher“, schreibt er. „Erfahrung besaß ich keine. Zu allem Unglück sollte gerade jetzt der Lehrplan dem der Regierung angepaßt werden. Es galt also, einen neuen Plan aufzustellen, neue Bücher zu beschaffen etc... Ich verstand von all dem nichts. Als ich als Lokalschulinspektor das erste Examen abzunehmen hatte, kam es mir komisch vor, daß ich die Schüler in Fächern prüfen sollte, in denen sie mir weit überlegen waren. Man

mag sich in meine Rolle hineindenken und begreifen, daß i c h nach den zwei Examenstagen mehr aufatmete als die Schüler“.

Neben seiner außerordentlichen Belastung als Architekt, Bauhandwerker, Techniker, Kaufmann, Verwalter und Missionar muß er in seinem ersten Hoschuwaner Jahr auch die bittere Erfahrung machen, daß „eine Wohltätigkeit, bei der die Weisheit mangelt, Unheil anrichten kann“. Drei chinesische Waisenkinder waren von seinem Vorgänger, dem Missionar Lutz, auf der Station aufgenommen worden. Infolge des Nichtbeachtens chinesischen Denkens und Handelns wurden alle drei zwar getauft, kamen aber mit der für sie völlig neuen Situation auf der Missionsstation nicht zurecht, gerieten schnell auf die schiefe Bahn und waren für die Gemeinde eine überaus große Belastung.

Mit seiner Familie hält Maisch ein reges „Familienbuch“, wie die Chinesen den Brief eines Sohnes an den Vater nennen. Er erfährt dabei, daß der Vater bei der Gerlinger Feuerwehr von seinen Erlebnissen im Siebziger-Krieg erzählt hat und daß der „Jünglingsverein“ sich ein Vereinsheim bauen will. Seinem Bruder Ludwig rät er, sich in Stuttgart doch das Buch „Hermann und Dorothea“ von Johann Wolfgang von Goethe zu kaufen und freut sich, daß „die Schultheißenwahl einen charakterfesten Mann nach Gerlingen gebracht hat. Wenn Ihr ihn als Nachbarn bekommen könntet, das wär' schön“! Er freut sich über ihm geschickte Photos vom heimatlichen Bienenstand und den Eltern. Über das Aussehen von Vater und Mutter meint er scherzend: „Vater, Du kommst mir so mager vor. Ist das nur so, weil Du neben der Mutter stehst? Ich habe mit einem Mal eine ganz respektable, behäbige Frau zur Mutter“. Trotzdem ermuntert er sie: „Es freut mich, daß Du jeden Vormittag ein halbes Glas Wein trinkst. Ich hoffe, daß der diesjährige Gerlinger gut wird und Dir etwas nützt“!

„Für die Führung meines eigenen Haushalts“, schreibt er, zu dem noch ein Pferdeknecht, ein Lastträger und ein Koch gehören, „bleiben wenig Zeit und Kraft. Es kommt oft vor, daß mir der Koch auf den Bauplatz nachlief, um zu fragen, was er kochen solle. Die Köche können nämlich nicht selbständig kochen. Sie essen nie, was sie für uns kochen, sondern bleiben fest bei ihrer chinesischen Kost. Sie kosten während des Kochens auch keine Suppe, kein Gemüse, keine Sauce. Alles wird nur mechanisch gemacht, so daß eine Missionsküche ohne eine europäische Frau eigentlich ein Unding ist. So kann man sich denken, was wir für eine Küche hatten. Sie wurde immer einfacher und immer einförmiger. Mit der Wäsche ging's einen ähnlichen Weg. So faßte ich bald den Entschluß, mich zu verheiraten“. Am 4. April. 1907 schreibt er deshalb einen ausführlichen Brief nach Basel und bittet das Komitee, ihm dabei behilflich zu sein, „ein fröhlich liebes Wesen“ zu finden, „damit ich nicht schließlich eine geistige und geistliche Ruine werde“. Drei junge Frauen führt er darin auf, die er sich an seiner Seite als Missionarsfrau denken könnte, darunter auch eine Schweizerin. Einschränkend meint er jedoch, daß ihm „eine Schwäbin aus pietistischem Hause“ lieber wäre.

Damit beginnt in seinem Leben eine Episode, von der Dagmar Konrad hier in Gerlingen schon einmal erzählt und die sie in ihrem Buch „Missionsbräute“, das viele von Ihnen kennen, recht ausführlich dargestellt hat... Diese Schilderung, eigentlich eine perfekte Vorlage für ein Film-Drehbuch, steht stellvertretend für das Schicksal vieler Missionsbräute.

Wilhelm Maisch selbst bezieht zum so genannten Basler Verlobungsparagraphen, nach dem „ein Missionar sich vor seinem Auszug weder verloben, noch irgendwie binden darf“, eindeutig Stellung. Er hält dies „für eine seelische Vergewaltigung und Unnatur. Und diese Unnatur wird nicht dadurch zur Natur, daß sie an frommen Leuten geübt wird“! Die Gründe, die vom Basler Komitee für das Fortbestehen dieses Paragraphen angeführt werden, sind für ihn fadenscheinig. Der Verdacht, ein vor seiner Ausreise

verlobter Missionar werde draußen über der Korrespondenz mit seiner Braut und dem An-Sie-Denken die Sprachstudien und die Missionsarbeit vernachlässigen, empört ihn. Denn demselben Missionar, so argumentiert er, mutet man auf der anderen Seite zu, einer Station mit sechs Gemeinden und Riesenbauaufgaben vorzustehen. „Alles zusammengenommen“, schreibt er deshalb, „stehe ich dem Basler Verlobungsparagrafen vollständig ablehnend gegenüber. Obwohl ich ihn verurteile, stand in mir schon 1904 fest, daß ich mich nach ihm richten und ihn nicht übertreten werde“.

In Maischs Aufzeichnungen liest sich die ganze Episode um seine Heirat so:

„Ich war noch kein Vierteljahr in China, da verlobte sich die eine, ohne eine Ahnung zu haben, daß ich an sie dachte“. Die andere, Luise Lohß, die er an zweiter Stelle im Brief nennt, hat er einmal in ihrem Welzheimer Elternhaus gesehen, kann sie aber nicht mehr aus seinen Gedanken verdrängen. Auch sie empfindet sofort eine tiefe Zuneigung zu ihm. Keines weiß jedoch von der Liebe des anderen. Als er schon in Hoschuwan ist, erfährt er, daß sie sich als Missionsschwester nach Indien gemeldet hatte und mit dem Missionar Bommer verlobt gewesen war. Kurz darauf schreibt ihm ein afrikanischer Missionar, daß Luise Lohß seine Bewerbung wiederholt abgelehnt habe, weil sie ihn, Wilhelm Maisch, nicht vergessen könne. „Und ich wußte nicht, daß ich so geliebt wurde“, schreibt er seinem Vater. Darauf schickt er eiligst ein kurz und knapp gehaltenes Telegramm als Heiratsvorschlag nach Basel:

„Luise Lohß / Wilhelm Maisch“? Das Komitee antwortet ebenso kurz und telegraphiert zurück: „Wilhelm Maisch / Luise Lohß“.

Darum feiern sie im Juni 1907 über Länder und Meere hinweg Verlobung, und in Welzheim steckt Wilhelms Vater seiner zukünftigen Schwiegertochter den Ring an den Finger. Diese ist überglücklich und unterzeichnet ihre Zusage ans Basler Komitee mit „Ihre glückliche Luise Lohß“. Ihr Verlobter rückt jedoch alles wieder zurecht und meint: „Ihre schweren Seelenkämpfe, verursacht durch die Torheit der Menschen, hatten ihr Ende gefunden. G o t t hat uns zusammengeführt nicht d u r c h , sondern t r o t z der Basler Verlobungsordnung. >Des Herrn Rat ist wunderbar und führet alles freudig hinaus< wurde dann auch unser Hochzeitspruch“, mit dem Luises Bruder Otto, der damals Generalkassier der Basler Mission in Hongkong war, die beiden am 15. November 1907 traut. Den Abend beschließt ein Festessen mit Sauerkraut, Schinken und Spätzle.

Was Wilhelm allerdings erst später erfährt, ist, dass durch seine Wahl das Tischtuch zwischen seinen Eltern und einer verwandten Höfinger Familie zerschnitten ist, weil deren Tochter „s' Menele“ selber gerne Frau Missionar Maisch geworden wäre.

Vier Tage nach der Hochzeit machen sich die beiden auf die Reise nach Hoschuwan, wo sie am 10. Dezember herzlich willkommen geheißen werden. Maisch hat endlich mehr Zeit für seine Reformarbeit. Zug um Zug stärkt er die finanzielle Mitverantwortung der Gemeinde, erlebt andererseits großen Ärger mit Katechisten, die in der Gemeinde viel Verwirrung stiften, sich nach chinesischer Art aber auf die Verleugnung des Petrus oder das Vorleben des Paulus als Saulus berufen.

Ein Jahr später brechen Wilhelm und seine hochschwangere Luise zwei Tage nach Weihnachten auf, um in die Stadt Honyen zu kommen. „Unser Kind soll Gerhard heißen, nach Paul Gerhardt“, schreibt Luise nach Hause, „oder Maria-Luise nach den beiden Großmüttern in Gerlingen und Welzheim“. In Honyen praktiziert Dr. Vortisch als Arzt, der im Sommer der Schwangeren bei schweren Malaria-Anfällen hatte helfen können. Doch schon am ersten Reisetag wird Luise durch die Erschütterungen des Tragestuhls „seekrank“, wie er schreibt. „Sie mußte viel erbrechen und wurde sehr elend. Schließlich

setzten die Wehen ein. Ich gab ihr in der Verzweiflung 20 Tropfen Opium, wodurch die Sache mit Gottes Hilfe wieder zum Stillstand kam“. Drei Tage später werden ihnen zwei Buben geboren. „Die Heimreise mit den beiden Wickelkindern im Winter werden wir nie vergessen“, lesen wir in Maischs Erinnerungen. „In Pakpu mußten wir auf einer ca. 80 Meter langen, einen Fuß breiten, geländerfreien Winterbrücke den Fluß überschreiten. Der kalte Nordwind war so stark, daß man fürchten mußte, der Wind reiße die Tragestühle samt den Trägern über die Brücke. So mußte ich die Kinder herausnehmen, jedes einzeln über die Brücke tragen und dann meine Frau hinüberführen“.

Weil Frau Maisch die Zwillinge Gerhard und Friedrich nicht lange selbst nähren kann, bekommen diese bald mit Zucker gesüßte Kondensmilch zu trinken. Ein dreiviertel Jahr später zeigt sich bei den Kindern an den Beinen ein Bluterguß, der bei Berührung sehr schmerzt, der Appetit läßt nach, und das Zahnfleisch verfärbt sich. Die Eltern denken an Skorbut, Rachitis oder Rheumatismus. Der Arzt diagnostiziert Rheumatismus. Seine Mittel helfen jedoch nicht. Weil sich auch noch der Urin rot färbt, geht man von kranken Nieren aus. Da stirbt ganz plötzlich der jüngere Friedrich am 20. November 1909. Und am 29. Dezember muß der erschütterte Vater niederschreiben: „Nun ist auch unser lieber Gerhard allem Leid der Erde entnommen, und unsere beiden Lieblinge, holdselig und lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Wir sind wieder einsam, doppelt einsam, nach dem reichen Glück“.

Wenig später erfährt Wilhelm Maisch von einem norwegischen Arzt in Hongkong, daß seine Buben an der so genannten Möller-Barlowschen Krankheit gestorben seien, einem Mittelding zwischen Skorbut und Rachitis, verursacht durch die einseitige Ernährung mit kondensierter Milch. Seine Kinder hätten leicht durch Zitronensaft gerettet werden können, wenn die Krankheit als solche erkannt worden wäre. Das ist bitter für die Eltern, denn Zitronen wachsen genug im Hausgarten.

Im nächsten Jahr wird ihnen in Hoschuwan der Sohn Johannes geboren. Nach den schlimmen Erfahrungen, die sie dabei machen müssen, haben sie vor, als das Ende der nächsten Schwangerschaft gekommen ist, doch lieber wieder nach Honyen zu reisen. Deshalb kommt die Tochter Maria im Sommer 1911 dort zur Welt. Weil aber die Rückreise auf grundlosen Wegen äußerst dramatisch verläuft - Maisch schildert sie und hält fest: „Nie in meinem Leben, weder in den anstrengendsten Manövertagen beim deutschen Militär, noch sonst auf Reisen in China, habe ich eine solche Anstrengung mitgemacht“ – beschließen die Eheleute, „daß wir nie wieder wegen einer Geburt Hoschuwan verlassen werden“. Ihr zweiter Sohn Martin wird darum zwei Jahre später in Hoschuwan geboren.

In die Zeit des Krankseins der Zwillinge fällt die Aufforderung des Generalpräses, Maisch solle auf der nächsten Konferenz ein Referat über Vorschläge zu einer besseren Gemeindeverwaltung halten. In der Vorbereitung wird ihm klar, daß sein Vortrag „zu einer herben Kritik unserer bisherigen Gemeindeverwaltung, ja unserer ganzen Missionskirche werden muß“. Deshalb bittet er seinen Auftraggeber, „einen älteren Missionar, der womöglich noch ein Amt hat“, damit zu beauftragen. Er sei zu jung und zu neu dazu und werde „Dinge sagen müssen, die sowohl die ältesten Brüder als auch das Comitee in Basel nicht gerne hören werden.“. Doch der Generalpräses bleibt bei seiner Aufforderung. „Damit kam“, so meint Maisch rückblickend, „ein Stein ins Rollen, der mit der Geschichte der Basler Mission in China eng verknüpft ist und bleibt“.

Es ist ihm auch wichtig, darauf hinzuweisen, wie schwer es bei der Missionsarbeit sei, „chinesisch zu denken. Es tut sich immer wieder eine tiefe Kluft auf zwischen europäischer und chinesischer Gedankenwelt. Chinese und Europäer stehen sich als Vertreter zweier Welten gegenüber“. Man dürfe nicht, wie es gerne geschehe, den

Missionar mit dem Apostel Paulus vergleichen. „Der ist nie Ausländer gewesen, wo er auch hinkam“, führt er aus. „Der Missionar aber ist losgerissen von Vaterland und Heimat, unverstanden in seinem innersten Fühlen und Denken. Sein Geistesleben und Gemüt verkümmern, wenn er nicht an seiner Frau einen treuen Kameraden und mit seinen europäischen Kollegen genügend Gemeinschaft hat“.

Entscheidend für die Missionsarbeit ist nach Maischs Meinung, daß das Christentum dem Chinesen nicht als etwas Ausländisches, eben als Religion der Europäer erscheine und dargeboten werde. Darum macht er sich immer wieder Gedanken über die richtige Predigt, ihren Inhalt, ihre Form und den günstigsten Ort. Eine Reihe noch vorhandener, von ihm ausgearbeiteter Beispiele zeigen, wie sehr er sich bemüht, europäisches Denken und Handeln, die dem Chinesen fremd sind, zu vermeiden. So versucht er z.B. im „Gleichnis vom verlorenen Sohn“, den daheim gebliebenen Bruder positiv ins Geschehen mit einzubeziehen. Er erzählt, daß der Vater, nachdem seine Versuche, den Sohn durch Briefe oder ausgesandte Knechte aus der Fremde wieder heimzuholen, gescheitert sind, nunmehr den Bruder auffordert, den „Verlorenen“ ins Vaterhaus zurückzuholen. Bei dieser Gelegenheit beklagt er auch, daß in der Ausbildung zu wenig solche „Evangelisationsarbeit“ geleistet und gelehrt werde. Andererseits finde aber auch in den deutschen Missionsgemeinden ihre schwierige Missionsarbeit zu wenig Verständnis. „Sie kennen die wahren Umstände hier außen nicht und stellen sich unsere chinesischen Christen als andersfarbige Pietisten vor. Daheim werden Bekehrungsgeschichten erwartet, Einzelbekehrungen mit möglichst auffallenden, erschütternden Umständen“.

„Da es nie meine Sache gewesen ist, etwas halb zu tun“, schreibt er als Erklärung für seine gründliche Vorarbeit, „nahm ich diesen Auftrag sehr ernst“. Er schickt einen Fragebogen mit 24 Fragen an 13 andere Missionsgesellschaften und bittet diese um Antworten. Und dann verschafft er sich als Grundlage für sein Referat auch noch einen Überblick über die Vermögensverhältnisse im Basler Missionshaus.

Auf der Synode werden seine in 15 Leitsätzen zusammengefassten Reform-Vorschläge größtenteils jedoch abgelehnt. Auch die übersichtlich geordnet aufgehängten Antworten der anderen 13 Missionsgesellschaften nimmt man kaum wahr. „Doch ich konnte“, so schreibt Maisch, „mit dem Bewusstsein heimkehren, daß ich meine Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen getan hatte“. Zu Maischs großer Überraschung nimmt jedoch das Komitee in Basel „mein Referat wohlwollend auf. Es wurde sogar als Manuskript gedruckt und auf alle Stationen der Basler Mission in China, Indien und Afrika gesandt“. Direktor Öhler stellt ihm gar noch in Aussicht, er selbst werde bald Vorschläge für eine neue Organisationsform machen.

Maisch's schon aus dem Jahre 1908 stammenden ersten Entwürfe und sein entschiedenes und konsequentes Auftreten auf mehreren Konferenzen für eine Neuordnung der Arbeit und der Gemeinden haben zur Folge, daß er 1911 zum Präses für den Ostfluß – Distrikt gewählt wird, einem Gebiet von der Fläche Württembergs. Nach anfänglichen Bedenken übernimmt er dieses Amt, reist viel umher, lernt alle Stationen kennen und ist am meisten darüber verwundert, daß die mit Arbeit überlasteten Missionare nicht gemerkt haben, „daß sie mit der Art ihrer Geschäftsführung ein halbes Jahrhundert im Rückstand sind. Selbst der Generalpräses, der 18 Haupt- und 120 Außenstationen, 40 Missionare und Missionarinnen und 200 eingeborene Gehilfen unter sich hat, besitzt bis auf den heutigen Tag keine Schreibmaschine, sondern sudelt seine Briefe bis ihm die Finger krumm werden“. Er stellt fest, daß nicht einmal dieser einen amtlichen Briefbogen besitzt, scheut sich jedoch, als Jüngster solche Neuerungen einzuführen, entwirft dafür sofort Tabellen für

jährlich wiederkehrende Meldungen, in die dann nur die jeweiligen Daten eingetragen werden müssen.

Da er auf den Stationen keinerlei Unterlagen über die eingeborenen Mitarbeiter vorfindet, schickt er umgehend Fragebögen an die Missionare und erbittet von diesen Angaben „über das, was ich nicht wußte und doch wissen mußte, wie Heimat, Frau, Charakter des Gehilfen, Amtsführung, bisherige Arbeitsposten, erlittene Bestrafung oder Beförderung etc.“. Ein weiterer Fragebogen soll ihn über die Gemeinden informieren. Damit will er Einsicht in deren Finanzen bekommen. Nach dem bisher Gesagten verwundert es nicht, daß er mit seinen Reformbemühungen bei den meisten Missionsbrüdern auf Widerstand stößt. Betroffen stellt er deshalb fest, nicht das Komitee in Basel bremst, die Bremser sitzen vielmehr hier vor Ort. Eine große Enttäuschung wird für ihn allerdings kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs der Besuch des Basler Inspektors Dipper.

„Ich wollte einen Menschen sehen und fand nur einen Vorgesetzten“. Dipper reist viel umher, visitiert o h n e ihn viele Gemeinden seines Distrikts und macht da und dort Zusagen, ohne mit ihm, dem Distriktpreses, darüber gesprochen zu haben. Auch als Dipper Hoschuwan visitiert, kommt es zu keinem persönlichen Gespräch. „Er interessierte sich nur“, so klagt Maisch, „für den Missionar Maisch, der Mensch war ihm gleichgültig“. Selbst die Abende bleiben offiziell. Der Herr Inspektor legt nach dem Nachtessen die Bibel mit den Worten auf den Tisch >Wir wollen beginnen<. „Und dann kam“, so erzählt Maisch, „eine Bibelstunde, wie sie ein schwäbischer Stadtpfarrer seiner Gemeinde hält. Und wir mußten sitzen und zuhören. Es kam uns vor, wie wenn daheim der Herr Dekan bei der Kirchenvisitation in der Familie des Pfarrers nach dem Abendessen eine Bibelstunde halten will“.

Während Maisch der 1912 ausgebrochenen chinesischen Revolution, mit der die Mandschu-Dynastie gestürzt wird, ablehnend gegenübersteht, ist er enttäuscht über die positive Einstellung vieler Missionarsbrüder. Die Ursache dafür sieht er in der Ausbildung im Basler Missionshaus. Anklagend stellt er fest, daß er dort in sechs Jahren „nie etwas gehört hat über die draußen überaus wichtigen Fragen der Sozialethik: Der Christ und der Staat/ Der Christ und die Gemeinde/ Der Christ und die Familie/ Der Christ und die Ehe. Aber wir Missionare stoßen auf dem Missionsfeld zusammen mit der Polygamie, der Kinderverlobung, der orientalischen Form der Ehe, mit heidnisch bestimmten Stammes- und Gemeindeverbindungen“.

Anfang des Jahres 1914 muß er bei sich wiederholt Unwohlsein feststellen, ohne jedoch an Fieber, Kopfweg oder Verdauungsbeschwerden zu leiden. Das heiße Klima und das Übermaß an Arbeit haben seine Gesundheit untergraben. Auf eine erholsame Nachtruhe vertrauend, hat er bisher immer bis abends neun Uhr gearbeitet, war aber am Morgen trotzdem wieder sehr früh auf den Beinen. Ein Heimaturlaub ist nunmehr jedoch dringend geboten. Darum sind er und seine Frau froh, daß für den 19. Februar des nächsten Jahres Schiffskarten besorgt sind. „Bis dorthin, dachten wir, wird unsere Kraft vollends reichen“. Da kommt die Nachricht von der Ermordung des österreichisch - ungarischen Thronfolgers Ferdinand und seiner Gemahlin in Sarajewo. Maisch zweifelt keinen Augenblick am Ausbruch eines Krieges, erfährt später aus der Heimat, daß der Bruder schon am vierten Kriegstag „einrücken“ muß und der Vater verstorben ist. Ansonsten ist er jedoch zutiefst davon überzeugt, daß dieser Krieg Deutschland aufgezwungen wurde und „glaubt fest, daß Gott sich zu der gerechten Sache Deutschlands bekennen und die Lüge und Bosheit richten wird“. Damit die Familie jedoch bei der nächst besten Gelegenheit heimreisen kann, siedelt sie 1916 nach Honyen um. Und im Jahr 1917 versucht Maisch von Kanton aus, wenigstens in die USA zu kommen, wo ein Onkel von Luise wohnt. Da macht der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten auch diesen Plan zunichte. Die Familie kann deshalb erst 1920 sich in

Schanghai einschiffen und auf einem japanischen Frachtschiff endlich die dringend nötige Heimreise nach Deutschland antreten.

Nach zwei Jahren Heimaturlaub in Welzheim, angefüllt mit Vortragstätigkeit, erreicht die Familie ein dringender Hilferuf aus Basel um Rückkehr ins vom Bürgerkrieg schwer heimgesuchte China und Übernahme des Generalpräses-Amtes (also die Leitung der gesamten Basler Mission in China). Schweren Herzens sagt Maisch zu, weil er vorerst allein aufs südchinesische Missionsfeld zurückkehren muß. Seine Frau ist nämlich noch sehr erholungsbedürftig. Baldmöglichst will sie jedoch nachkommen. Aber es wird ein Abschied für immer.

Seine Hauptaufgabe, so schreibt ihm das Basler Komitee nach Welzheim, als Leiter der Basler China-Mission sei, sowohl der jungen chinesischen Kirche, wie auch den Missionaren selbst, das neue und andere Miteinander zu erklären und dabei vor allem die Missionare für den Standpunkt Johannes des Täufers zu gewinnen, der (im Blick auf Jesu) gesagt habe, „Jener muß wachsen, ich aber muß abnehmen“.

Wie überlegt Maisch seine neue, größere Aufgabe anpackt, zeigt, daß er sogleich das Komitee bittet, sich schon in Deutschland für seine Arbeit eine Schreibmaschine, Schreibpapier, Kohlepapier und Leitzordner kaufen zu dürfen. Mit neuer Tatkraft stürzt er sich auf dem größer gewordenen Missionsgebiet in die Arbeit, gründet neue Schulen und Stationen, löst unrentable Außenstationen auf und arbeitet zielstrebig weiter an der inneren Umgestaltung der chinesischen Kirche hin „zu einer lebendigen, tätigen Missionskirche“. In seinem letzten Jahresbericht ans Basler Missionshaus zitiert er 2. Korinther 4,16. Dieses Pauluswort wird für ihn zu einem Abschiedswort, ja zu einer Zusammenfassung seines ganzen missionarischen Wirkens. Im erwähnten zweiten Brief an die Christen in Korinth schreibt nämlich der Apostel: „Davon werden wir nicht müde, sondern, ob unser äußerlicher Mensch verdirbt, wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert“.

Nach zwei Jahren intensivster Arbeit (ohne Familie) erkrankt er auf einer Dienstreise und stirbt, erst 46 Jahre alt, am 25. Juni 1924 an einem schweren Ruhranfall. Wenige Tage zuvor diktiert er angesichts des nahen Todes noch einen Abschiedsbrief an seine Frau: „Ich gehe voran und warte auf Dich vor dem Angesicht dessen, dem wir beide voll und ganz gehören. Traure nicht, tröste die Kinder. Sie sollen sehen, daß sie ihren lieben Eltern nachfolgen. Ich danke Dir für alle Liebe, für alle, alle Liebe. Ich kann Dir's jetzt nicht mehr mündlich aussprechen. Aber heute noch ist es mir Dank und Freude, daß ich Dich habe finden dürfen. Wir werden uns wieder finden vor Ihm zu unaussprechlicher ewiger Freude und Wonne. Dein Wilhelm“.

Luise kann den Verlust des geliebten Mannes nur sehr schwer verwinden und macht Direktor Dipper im Missionshaus Vorwürfe, daß dieser Wilhelm und die Familie nicht früher hatte heimreisen lassen. „Was Basel versäumt hat“, schreibt sie, „kann es nicht vor Gott und nicht vor Wilhelm, mir und den Kindern verantworten“, und fährt bitter fort, „der Direktor kann mir vom Leib bleiben mit seinen Trostsprüchen. Es empört mich nur“!

Auch Jahre später wird sie vom Komitee bitter enttäuscht, als dieses sich nämlich weigert, im eigenen Basler Missionsverlag ein „Lebensbild“ ihres Mannes zu drucken.

Zu Beginn ihrer 41jährigen Witwenzeit nimmt sie sich vor allem der Erziehung ihrer drei Kinder an. Johannes wird Theologe, Maria studiert Mathematik und Martin Medizin. Ihre letzten drei Lebensjahre verbringt die hoch betagte Mutter im Hause ihres ältesten Sohnes Johannes, der ab 1962 dem Ravensburger Dekanat vorsteht. Dort, in

Ravensburg, stirbt sie am 14. November 1965 in ihrem 90. Lebensjahr. Inzwischen sind ihr auch alle drei Kinder nachgefolgt.

Wenn Sie nunmehr mit mir auf das bewegte Leben Wilhelm Maischs und sein bedeutendes Werk zurückblickten, so erinnere ich Sie am Ende meines Vortrags an seine eingangs von mir zitierten Worte, mit denen er, im Blick auf sein Werk, stolz feststellt, daß aus einer weithin schlafenden und ganz von Basel abhängigen Kirche „eine lebendige Missionskirche“ geworden sei, dem aber demütig und bescheiden hinzufügt, „dank der Gnade Gottes“.

Ein Jahr nach Maischs Tod ist im „Heidenboden“, dem Presseorgan der Basler Mission, zu lesen:

„Am Kutschker Gräberhügel ist im vergangenen Jahr unser Präses Maisch in die Erde gebettet und sein Grab kürzlich endlich fertig gestellt worden. Mit schweren Sandsteinen und Zement ist es geschichtet, ein Holzzaun umfriedigt es, und seine Instandhaltung wird Ehrensache der Station sein. Gegen Osten ist der Blick gerichtet, der Auferstehungssonne entgegen“.

Als im vergangenen Jahr eine Delegation der chinesischen Hakka-Kirche aus Hongkong unter der Leitung von Generalsekretär Thomas Tsang eine zehntägige Studienreise durch Süddeutschland „zurück zu ihren Wurzeln“ unternahm, kamen die 30 Personen auch nach Gerlingen. Dabei hat uns Herr Tsang erzählt, daß er Maisch's Grabstelle gesucht und wohl auch gefunden habe. Das mitgebrachte Photo zeigt jedoch keine gepflegte Grabstätte und keinen Holzzaun,



sondern leider nur einen sehr beschädigten Grabstein, auf dem kein Namenszug mehr zu erkennen ist. An seinem oberen Ende findet sich jedoch ein teilweise erhaltenes Symbol.



Vielleicht ist es ein Zeichen für die im „Heidenboden“ erwähnte „Auferstehungssonne“, der Wilhelm Maisch entgegenschaut.